

System ist, so schwächt sie seine Kräfte, sich selbst in der Welt zu behaupten. Das würde niemanden außer ihn selber schädigen, wenn er, zum warnenden Beispiel, getötet würde wie ein lebend sezierter Hund. Aber er wird nicht getötet. Er wird, wenn seine Strafzeit abläuft, aus dem Gefängnis auf die Straße geworfen, um sich seinen Lebensunterhalt auf einem Arbeitsmarkt zu verdienen, wo niemand einen entlassenen Sträfling beschäftigen will und er sich selbst jeden Augenblick verrät, weil er nichts von den allgemeinen Vorkommnissen der Monate oder Jahre weiß, die er ohne Zeitungen verbringen mußte, ohne sprechen zu dürfen, und gedüngt von der ungewohnten Aufgabe, sich selber Nahrung und Obdach zu beschaffen. Es gibt für ihn nur eine einträgliche Beschäftigung, und zwar das Verbrechen. Er fühlt in bezug auf die Gesellschaft keine Gewissensbisse, warum sollte er auch? Für die Gesellschaft, die zu ihrem eigenen, selbstsüchtigen Schutz so schlimm wie möglich an ihm gehandelt hat, hat er kein anderes Gefühl als den Wunsch, sie zu überlisten. Er sucht die einzige Gesellschaft, in der er willkommen ist: die Gesellschaft von Verbrechern; und früher oder später — je nach seinem Glück — findet er sich wieder im Gefängnis. Die Statistik der rücksichtslosen Sträflinge zeigt, daß die Ausnahmen von dieser Regel so gering sind, daß sie bei dieser Beweisführung außer acht gelassen werden können. Der Verbrecher wird, statt vom Verbrechen abgesehen zu werden, vielmehr hineingetrieben; und der Bürger, den die Bestrafung des Verbrechers schützen sollte, leidet unter seinen Ausschreitungen.

Madras verboten.

### Sonette aus dem Italienischen.

Freie Uebersetzungen nach Lorenzo Stecchetti.

Von Anton Wildgans.

#### Zwiegespräch.

Nie bist du fröhlich, sprach die Liebste mein,  
Nie sah ich dich von Andacht fromm besetzt.  
Was ist es, das dein Blick so tief verhehlt?  
Warum dein Lachen kalt und hart wie Stein?

In deinem blonden Köpfehen, sieh ich ein,  
Hat nie der Zweifel grausam noch gequält;  
Doch ich hohnlache über diese Welt  
Seit meiner ersten Zweifel Qual und Pein.

Glaubst du denn nicht, sprach sie, an Gott, den Herrn,  
Und an den Engel, der dein guter Stern?  
Und gibt dir nicht die Hoffnung ihr Geleit?

Da sagte ich: Mein Engel, der bist du,  
Du meines Hoffens, meines Glaubens Ruh!  
Doch sprich von Liebe und laß Gott beiseite.

#### Sommerliebe.

Wir lieben uns, als blauer Lüfte Schweigen  
Und Sonnenglut auf blonden Lehnen lag.  
Die Eichen schatteten mit breiten Zweigen,  
Wo deine Lust bachantisch meiner pflag.

Die süßen Schwüre, die Verliebten eiger,  
Die heitern Künste, die Begier vermag,  
Was andere verschweigen und nicht zeigen,  
Vertrauten wir dem flammenhellen Tag.

Und dann ward Herbst. In langen Fügen kehrien  
Die Raben wieder, und auf trauten Fährten  
Du ich nun einsam manchen Waldesgang.

aus der Fabel lernten, daß man mit einem einzigen Goldstück Kopf und Reiter vergolden kann. Sich in Abhängigkeit von Herzensregungen begeben, war körricht und nachteilig. Was sie da draußen in der Welt Liebe nannten, war eine gängige Münze, mit der einander zu täuschen die Menschen übereingekommen waren und an deren Wert und Echtheit außer ein paar Romantikern niemand recht glaubte. Es war eine hübsche, bisweilen nützliche, bisweilen unbequeme und in jedem Fall einseitige Lüge. Ein Augen- und Ohrentrag, eine äffende Spiegelung, eine Attrappe. Das hatte Ulrike Boytich ergründet, und diese Uebersetzung konnte durch nichts wankend gemacht werden, durch kein Buch, kein Beispiel und keine Beteuerung.

Sie besaß eine wächserne Frucht, eine Birne, größer als ihre Faust und so weicherhaft dem Leben nachgehmt, so verführerisch in Form und Flaum und Farbe, daß schon mancher danach gegriffen hatte, fragend und verlangend, um sie alsbald, fast erschreckt von der Kälte und Starrheit des Produkts, wieder an ihren Platz zu legen und sich beschränkt abzuwenden. Sie lag auf einem Reihner Teller im französischen Zimmer, und es geschah zu Zeiten, daß Ulrike sie in die Hand nahm, sie mit spöttisch-erfahrenem Lächeln betrachtete und sich an der weichen Kontur und dem goldigen Schimmer der toten Frucht vergnügte wie an einer glücklich gelungenen List.

Das Lächeln wollte besagen: darauf bin ich nie hereingefallen und damit kann man mich Gott sei Dank auch weiterhin nicht ködern.

### Der Abschied.

Von Charles Villiac.

Autor von „Bakelboot Teuacity“.

Das stolze Schiff, vom Wasser überströmt,  
War auf den Meeresgrund hinabgesunken  
Und hatte, berstend, Takelwerk und Mast  
Und Segel in die Tiefe mitgerissen.

In alle Himmelsrichtungen verstreut,  
Versanken auch die vollen Rettungsboote.  
Ein jedes von den andern unbemerkt,  
Ein jedes unter einem Wasserberg,  
Der ihren Todeschrei in sich erstickt.

Raum hatte so das Meer in seiner blinden Wut  
Fast alles, was ihn fremd war, ausgefegt,  
Schien einer nur am Leben noch zu sein,  
Der todesmutig mit den Wellen rang.

Die Eichenblätter, die der Frost verkehrte,  
Fallen im Wind. — Ach, deine Liebe währte  
Nur einen Sommer, einen Sommer lang.

#### Hochzeit

Wenn mit der Liebsten, die dein Herz erhört,  
Du heimlichstern vom lärmenden Gebären  
Des Festes sein wirst und aus ihren Haaren  
Die Myrthe löstest und den heurigen Flor,

Erschauern wird sie, wissend kaum wovor,  
Und mädchenhafter Angst, es zu erfahren,  
Senken den Blick und holde Ehen bewahren;  
Du aber neigst dich flüsternd ihrem Ohr:

Sie haben dir den Lohn der Seligkeit  
Für Keuschheit und Gehorsam prophezeit,  
Für Fleischeszod und geistige Kasteiung.

Doch du, mein Weib nun, löst' ich Glieder Sam  
In Lust und Lachen auf, und ich, dein Mann,  
Will Lügenstrafen schände Prophezeiung.

#### Tag.

Die Sonne brennt mit Strahlen ohne Gnaden,  
Das dunstumflorte stoppelgelbe Land.  
Der blauen Wölbung sommerlicher Brand  
Senkt sich herab in schweren Nipfeschwaden.

Kein Blatt regt sich. Von Schwüle wie beladen  
Schmachtet, was lebt, in dumpfen Schlaf gebannt.  
Die Stille, die wie Angst fast übermannt,  
Stört nur das jhrille Rufen der Birkaden.

Auf grünem Gras, in Waldes Schattenluft  
Hab' ich aus Blumen süß den Kuhl bereitet,  
Wo du gelüftes Kieles schimmernd rüfzt.

Und ich, zu dir im Kühlen hingebreitet,  
Veranste mich im Anschau'n deiner Brust,  
Die, eine Welle, auf- und niedergleitet.

#### Nacht

Unheimliche Magie der tiefen Nacht  
Verstört mein Hirn, durchdringt mir die Kanäle  
Des Bluts. Ein Hauch geht über meine Seele,  
Ein kalter Hauch mit Schauderns Uebermacht.

Im Freien lert das Ohr, das spähend wacht,  
Seltjam Gerann, und Grauen schürt die Kette;  
Doch in den Häusern innen dem Befehle  
Des Schlafs die Menschen, der vergessen macht.

Nur fern, aus Straßendunkel hergendendet,  
Vorhanggedämpft ist wo ein Licht entfacht,  
Das stillen, matten Schein herüberendet.

Belauchtet dieses Lichtes späte Nacht  
Den wilden Krampf, in dem ein Leben endet,  
Oder den Tummel einer Liebesnacht?

#### An ein blindes Mädchen.

O sei nicht traurig, liebes Angesicht,  
Weil dir verwehrt ist, unste Welt zu schauen!  
So hold, wie deine Träume sie erbauen,  
So heiter, arme Blinde, ist sie nicht.

Der freche Hohn, der uns aus Augen sticht,  
Das geile Lier im Schatten unsrer Brauen,  
Der Hoheit und Verderbnis ganzes Grauen,  
Berging für dich mit deinem Augenlicht.

Er wußte, wie unendlich fern das Land  
Und daß er Tag und Nacht und vielmal's Tag und Nacht  
Sich mühte mühen, mühte essen — schlafen können,  
Um als Geretteter mit einem Zubehöret  
Die Röh' des sicher'n Strandes noch zu grüßen  
Und auf dem Boden seinen Fuß zu setzen.

So wußte er, besiegelt war sein Los;  
Doch fühlte er sich stark und wünschte nur  
Die Zeit, die noch zu atmen ihm vergönnt,  
In Sammlung fromm verweilend zu verlängern,  
Um nicht zu rasch die letzte Körperwärme,  
Des Denkens letzte Klarheit einzubüßen.

So ließ er sich vom sturmgepeitschten Meer  
Bald treiben auf der höchsten Bogen Kruppen,  
Um schwindelnd wieder dann hinabzustürzen  
Bis auf den Grund des tiefsten Wellentals.

Es stürmten Wellen über ihn hin,  
Wie drängender Widder Scharen;  
Die Hörner gesenkter Stierma,  
Die warfen ihn wieder empor.

Die Bogenkämme barsten um sein Haupt!  
Die Wellenberge stürzten auf ihn ein;  
Die Wasserchauer prasselten herab;  
Das wilde Meer umbrandete ihn laut,  
Als wollt' es innig sich mit ihm vermählen  
Und lösend ihn zu seimesgleichen wandeln.

So ging es fort, und eine Ewigkeit  
Erfüllte ganz ihn das Getöse  
Der wildempörrten Flut.  
Doch langsam glättete sich dann  
Die See, die nun zur Ruhe kam;  
Der Gischt zerrann, es legte sich der Sturm;  
Er atmet' auf in einer neuen Welt.  
So blieb es, bis der Morgendämmer kam;  
Um Kraft zu sparen, regte er sich kaum,  
Doch trug das Wasser ihn, gehorsam  
Dem sanften Drucke seiner Glieder.

So blieb es, bis der Morgen dämmerte;  
Da fühlte er sich von Kälte durchschauert;  
In diesem Augenblick verließ ihn erst  
Die blinde Hoffnung, die bisher ihn trug;  
Erst jetzt verlor er gläubiges Vertrauen,  
Das Männern die Gewohnheit ihrer Siege  
Und ihrer Herrschaft über die Natur  
Auf festem Land verleiht.  
Erst jetzt begriff er, todgerührt,

Vergiß die Gaukelbilder, die du träumst!  
Bewein' den Anblick nicht, den du verjämst!  
Wer an die Schönheit glaubt, ist wahrheitsfesselt.

In Grafes Grün und Blühens Taufbadfall  
Birgt sich der Kröte ehle Niggestalt —  
Glücklich die Augen, die das Licht vergessen!

### Der wirkliche Wilhelm Tell.

Von Hermann Bahr.

Wenn wir von großen Männern und ihren Taten  
Lesen, halten wir unwillkürlich zuweilen ein, nachsinnend,  
wie denn das wohl in Wirklichkeit gewesen sein mag. Beim  
Erzählen geht's ja nie ganz ohne Lügen ab; wer nichts  
hinzufügt, läßt doch immerhin etwas weg, und wenn der  
Erzähler noch so treu seiner Erinnerung zu geborchen meint,  
Erinnerung selber fälscht ja schon, denn sie bewahrt nicht  
die Begebenheit selbst, sondern nur ein Bild von ihr auf.  
Ein Bildnis ist aber eigentlich immer nur ein Selbstbildnis  
des Bildners: den lernen wir daraus kennen, sein inneres  
Gesicht erblicken wir, das freilich, eben indem wir es  
erblicken, schon wieder unser eigenes Spiegelbild wird, weil  
wir ja, was wir wahrnehmen, dadurch gleich in ein Gleichnis  
von uns verwandeln. Wenn also jetzt ein junger Freund von  
mir, dem schon mancher Hund in Archiven geglückt ist, aus  
bisher unbekanntem Urkunden ermittelt haben will, welcher  
Menschenart der Wilhelm Tell wirklich war, und wie sich  
die Geschichte, die wir nur in der mythischen Ueberlieferung  
kennen, wirklich zutrug, so beneide ich ihn um diese schöne  
Selbsttäuschung, als ob wir von Vergangenheit etwas wissen  
könnten, „wirklich“ wissen, teile sie nicht und glaube nur  
daraus an seinen Tell, weil er mir besser gefällt als der  
mythische Tell. Mir ist die Geschichte nicht eine Wissenschaft,  
sondern die Kunst, Nachrichten so zu ordnen, daß sie uns  
einen Sinn geben: unseren eigenen Sinn.

Mein junger Freund, noch glühend von seiner Ent-  
deckung, will in Tell keineswegs einen schlichten Landmann,  
der mit den Seinen still vor sich hin lebt, sehen, sondern  
den geborenen Führer, der, von allen, angebeteter, immer  
schon an den Geschicken der Heimat tätig teilnehmender  
Familie, bald durch vaterländischen Sinn, eine früh sich  
äußernde, rasch bis zur Leidenschaft gesteigerte Rechlichkeit,  
sein starkes Gefühl für die Vergangenheit, durch den Ehrgeiz,  
sich so weiter thuen würdig zu zeigen, vor allem aber durch  
den Wohlklang einer durchaus rein gestimmten, den an-  
geborenen ungestümen Freiheitsdrang des Nelpersers ins  
Maß angestammter Sittenzucht einordnenden Natur hervor-  
tritt, ein richtiger Bauernprinz, den wilden Wellenschlag des  
Bluts an ererbten Vätergeists starrer Mauer brechend.  
So gewinnt er früh das Vertrauen der Alten, aber auch der  
Landvögte, durchaus kein Väterlich, sondern eben nur der  
Landfremde, der nun der Vergangenheit eine Wendung zu  
noch ungewohnter Zukunft geben soll, zieht den gesitteten,  
klugen, beherzten Jüngling gern zu sich und versucht, ihn für  
sich zu gewinnen, für sich und für die neue Gegenwart.  
Sie gefallen einander, der Jüngling lernt hier, welchen hohen  
Reiz ein groß geführtes Gespräch haben kann; den Seinen  
ist derlei noch unbekannt. Wenn Hermann v. Cherusker  
zum Frühstück bei Varus geladen war, mag er ähnlich  
empfundnen haben. Beide hatten aber die Kraft, daß sich ihr  
Herz vom Verstande nichts einreden ließ. Doch als nun der  
Tell eben im vertrauten Verkehr mit dem Vogt allmählich  
die Gefahr fürs Vaterland erkannte, vielleicht auch schon  
durch ein leises Wanken im eigenen Gemüt gewarnt, da war

sein unabwendbar trauriges Geschick.  
Doch schlummerte in seinem Innersten  
Ein zweites Wesen, unbekannt ihm selbst,  
Das, voller Einsalt nur und doch unendlich reich,  
Ein kindliches Vertrauen hoch besetzte  
Und das bisher zu glauben nie vermocht,  
Daß für den Gast, der stets bevorzugt war,  
Daß für den eignen und geliebten Sohn  
Die allgemeine Mutter — die Natur  
Zur bösen Feindin werden kann,  
Die grausam kein Erbarmen kennt.  
Da spürte dies verstöß'ne Menschenherz  
Ein wehes Stammen und ein stechend Leid.  
Das Meer, sein Brausen, seiner Wellen Kampf,  
Und die gewalt'ge Größe seiner Macht  
Bedrängten plötzlich ihn mit banger Furcht.  
Nicht hören wollt' er mehr des Meeres Rauschen  
Und schloß die Augen — fernem Klang zu lauschen.

Er sah sein Städtchen,  
Bestraht von Sonne.  
Die Schuße knarrten  
In raschem Schritt  
Auf reinlichem Pflaster.  
Vernehmen konnt' er,  
Aus Straßenladen  
Den Klang der Uhren,  
Die Mittag schlugen.

Vom Nachlicht matt erhell't,  
Gewahrte er ein Zimmer,  
Wo die Familie schlief.

Die tiefen Atemzüge  
Der sorglos Schlafenden  
Vermengten sich. Er beugte  
Sich über die vom Schlummer schweren Betten.  
Zwei Kinder lagen friedlich beieinander;  
Sie hatten sich im Schlafe aufgedeckt  
Und hielten ihre Glieder eng umschränkt,  
Wie junge Käzchen, die im Neste liegen.

Und auch ein junges Mädchen sah er noch,  
Das ihre Blumen im dem Garten goß.  
Mit einer Hand hielt sie ihr Kleid gerast;  
Die and're Hand hielt möglichst weit von sich —  
Die eng geschloss'nen Fäße nicht zu neben —



er es, der die Gefährten auf den Hülli rief, er war es, der den Kleingläubigen, Unmütigen, Bögern den Beweis, daß ihnen keine Wahl mehr blieb als zwischen ihrem eigenen Untergang und dem des Landvogts, er war es, der, als sie vor so verrückter Untat zurückschauerten, sich dazu selber anbot. Und so ward's beschloßen, aber Später des Landvogts erkundeten ein Gerücht davon, und der Landvogt, als ihm die Rede des Tell und der Beschluß der Versammlung gemeldet wurden, ergrimmte tief über den Verrat des Jünglings, für den er im Herzen mit der Zeit ein fast väterliches Gefühl aufsteigen gefühlt, und den allmählich für die Sache der höheren Natur zu gewinnen er sich geschmeichelt hatte. Und wie es nun Verstandesmenschen, wenn sie doch einmal einer Empfindung nachgeben und sich darin betrogen sehen, immer leicht geschieht, daß sie dann die Herrschaft über sich verlieren und alles, was sie sonst in sich gebändig niederkalten, jetzt auf einmal, als ob es sich für den erlittenen Zwang rächen wollte, sinulos über sie hereinbricht, gab der Jörn dem Betrogenen, Verratenen bei der nächsten Begegnung den teuflischen Gedanken an den Apfelschuß ein. Tell, seiner Hand fester, stecht keinen zweiten Pfeil zu sich. Er geht heim und läßt noch am selben Tag die Genossen von neuem zur Versammlung berufen. „Ihr wißt“, sagt er ihnen, „daß ich nicht neulich selber anbot, des Landvogts Entfernung zu bejorgen. Nun ist inzwischen etwas geschehen, was mir jene freiwillig übernommene Tat unmöglich macht. Der Tod des Bogts ist ein Gebot der vaterländischen Not. Es muß reinen Sinnes erfüllt werden, auch vor dem bloßen Verdacht persönlicher Erbitterung geschützt. Weder mir selber noch anderen irgend-einer persönlichen Abneigung gegen ihn verdächtig, eher von ihm begünstigt, fast ihm befreundet, konnt' ich die Tat guten Gewissens auf mich nehmen, um des Vaterlands willen. Jetzt darf ich es nicht mehr. Diese Tat soll Gerücht über den Bogt sein. Jura Richter ist nicht bestimmt, wer selber etwas zu rächen hat. Richtt mein Pfeil ihn, so bin ich gerächt; es ist ein persönlicher Handel zwischen mir und ihm, und morgen kommt ein neuer Bogt und jetzt das alte Unrecht fort. So will ich doch lieber, so schauer es mir ankommt, auf meine Rache verzichten, damit durch unverdächtige Tat endlich wieder Recht werden kann im Lande. Der Bogt selber hat mir einmal von einem Mann in Rom erzählt, von einem gewissen Brutus, der einen schlechten Kaiser umgebracht hat, obwohl er mit ihm befreundet war, und der Bogt hat mich merk-würdig angeschaut bei meiner Antwort: Nein, weil er mit ihm befreundet war! Denn eigentlich hat nur ein Freund Recht und das volle Maß dazu. Darum hab' ich mich damals selber gemeldet, jetzt aber kann ich kein Freund nicht mehr sein, so muß die Tat jetzt, damit nichts Unrichtiges in sie hineinkommt, von einem anderen übernommen werden.“ So sprach der Tell, und dann sprach er noch einer von den Aeltesten, der sagte: „Das versteht sich. Wer meldet sich?“ Es meldeten sich aber so viele, daß gelost werden mußte. Der aber ausgelost wurde und das Gerücht über den Bogt voll-zogen, wurde bald vergessen, denn er hatte ja nur seine Pflicht getan, keines Aufsehens wert.

Rein junger Freund, der diesen Tatbestand aus einer verschollenen Chronik ermittelt haben will, jetzt nun seinen Ehrgeiz darein, herauszufinden, um welche Zeit etwa der Sinn der alten Schwanz sich so verdunkelt haben mag, daß aus dem geschichtlichen Tell der mythische Wälder Geßlers, daß ein Rechtsvollzug zum Akt der Privattrache werden konnte. Gerade diesen Uebergang genau datieren zu können, scheint ihm deshalb so wichtig, weil er einen völligen Wechsel in der menschlichen Bestimmung anzeigt. Bisher wird jede Tat um ihre sittliche Berechtigung befragt, nachher wird nur noch gefragt, ob eine Tat persönlich begreifen können; der alten Zeit gilt bloß, was sich vor dem Gewissen als Pflicht anzuweisen kann, der neuen genügt, was sich aus den Umständen ent-scheidend löst: einst ging es um die Sicherung ewiger Werte, jetzt geht es um den Schutz der eigenen Willkür.

### Die Frau des Geigers.

Von Eolte Lehmann.

(Aus einem demnächst erscheinenden Buche: „Verse und Prosa.“)

Langsam entsinkt die Geige seiner Hand. Das letzte kaum geahnte Verhauchen scheint wie auf Silberschwingen durch den weiten Saal zu schweben. Der Künstler lauscht, ge-schlossenen Auges. Um seinen schmalen Mund vertieft das seine Lächeln sich zu Schmerz. Es ist, als sei nun seine Seele von ihm fortgegangen mit leisem Klang und schwingt lautlos — singend — hinab zu jenen vielen Menschen, die seine Nähe spüren wie einen Bann.

Noch einen Herzschlag lang horcht er in sich hinein. Dann werden seine Augen klar und wachend.

Der Jubel rauscht zu ihm hinauf mit starken Bogen. Es ist ein weißes Meer, das unter ihm verwirrend braust. Der schlanke Mann steht da wie wehrlos. Neigt tief sich, läßt die Augen schweifen über alle, die ihm zu Füßen lärmten. Einsam und unnahbar — ein König. Der Glanz in seinem Blick ist ganz verdunkelt. Das Leuchten schweigt, das alle blendete, so daß der eine es zum and'ren sagte: „Sieh' seine Augen an, sieh', wie sie seltsam sind...“ Und daß die Frauen fühlten, wie laut das Blut in ihnen sang.

Sie riefen ihn, als schon die Richter im Saale er-lostchen...

Am Wagen steht die Menge — und durch die Gasse, die sie ehrsüchtig ihm bahnt, geht er ganz eingehüllt in Zauchzen.

In seidene Kissen schmiegt sich seine junge, blonde, mädchenhafte Frau. Es ist ein Schweigen zwischen ihm und ihr. Gleichgültig rollt der Wagen seinen Weg. Und fern ver-hallt der letzte Bravourst.

Der, dem es gilt, sieht vor sich hin. Um seinen Mund liegt tief vergraben ein müder Zug.

Da tastet eine scheue Hand nach seinen weißen, schmalen, wunderbaren Meisterhänden. „Du spieltest schön.“

Doch sie verstummt, als hätte sie gesehen, wie kalt das Lächeln ist, das seine Lippen schürt.

Sie sieht mit großen Augen durch die Scheiben auf die Straße. Doch sieht sie nicht vor Tränen die hellen Lichter, die da drängen leuchten, wie Freudenfeuer durch die dunkle Nacht.

Ein Fest zu seinen Ehren: schöne, geschmückte Frauen, viel Ordensbänder, Gläserklingen. Brillantgeschmückte Hände strecken sich ihm hin und schmiegen sich in seiner Hände matte Kühle. Augen, in die er blickt, erdankeln, bebende Lider sinken. Er spricht, lacht, spricht und funkelt wie ein kostbarer Diamant... Sie lieben seine rasche, weltmännische Art, sein kluges Auge, seinen herben Mund.

Und unter allen seine blonde, schweigende Frau. Sie ist von schlichter Lieblichkeit, die süß und besuch nur dem sich aufschließt, der in den gold'nen Grund der stillen Augen gültig sieht. Sie trägt an ihrer Brust mattlila Orchideen. Sie weiß es, wie er diese Blumen liebt, und wie er oft den schmalen Mund zu ihnen neigt, als sauge er ein fremdes, trügerisches Gift aus ihren blassen Blüten — hein-lich. Sie sieht auf seine langen, weißen, schlanken Hände, die herrlich sind und grausam und voll Härlichkeit. Wie liebt sie diese Hände, die ihr ganzes Leben entgegengenommen.

Manchmal, in dunkeln Nächten, wenn sie einsam wachend liegt, erfaßt sie wilde Sehnsucht, daß diese Hände wehnen sollen, bitter weh... Wie reich macht süße Qual, die von den Händen kommt, die heiß sie über alles liebt, wie arm die kalte Fremdblichkeit, die sie erstarrten läßt.

Sie sieht auf seinen Mund, der fremd geheimnisvoll oft scheint, auf den sie ihre Lippen pressen möchte, wie nie zuvor, wie sie es nie gewagt. Und der ihr sagen soll — der sie verrichten soll mit wachem Wort, mit harter Wahrheit. Nur sprechen soll er — nur nicht schweigen. Nicht lachen, freundlich reden.

Oft fällt ein Widerschein auf sie von seinem Glanz: man denkt der stillen blonden Frau, die ihm gehört und die so ganz verloren unter ihnen sitzt und schweigt. Dann sagt man ihr verwirrend glatte Worte — und hinter ihnen lauert es in sinnendem Begreifen: sie war sehr reich. Und sucht mit schmerzbar mitleidsvollem Blick die herbe Falte umhüllten Resignierens auf seiner weißen Stirn... Und sieht in hechte Siegereugen.

Was wißt denn ihr von ihrer Qual? Was wißt denn ihr davon, wie sie mit zuckendem Munde den Becher leeren muß, den ihre armen Hände halten? Bis auf den Grund, den Becher Leid.

Er liebt es nicht, daß sie ihm zuhört, wenn er spielt. Dann steht sie heimlich stundenlang an seiner Tür und horcht der wunderbaren Sprache seiner Seele. Sie weiß gar wohl: es ist ein fremdes Heiligtum, vor dem sie wartet und das in unfaßbaren Worten redet. Sie weiß nur: das ist Er, ganz Er, ganz tief in sich versenktes Er. Und dies ist schön, ist warm von Herzensschlägen. In dieser braunen Geige, die er hütet als kostbarsten Besitz, liegt seine ganze Seele. Sie strömt aus ihr und schöpft aus ewigem Quell, erschöpft sich ganz in Klang und Harmonie. In dieser braunen Geige liegt sein Herz. Und sie beginnt die Geige zu lieben und zu hassen.

„Ist eine Geige nicht ganz gleich der and'ren?“ — „Wie fragst du töricht, Kind. Nichts könnt' mir diese Geige je ersetzen. Wir sind ganz eines, sie und ich. Ich glaube fest: sie lebt und ist ein Stück von mir. Sie singt viel schöner, als ich fassen kann. Und sie allein versteht mein tiefstes Wesen.“

Nicht wahr, in dieser Geige schlägt dein Herz?“

Er streichelt lächelnd ihre blonden Haare. Mit einem Staunen voller Freundlichkeit.

Und sieht nicht mehr den großen Blick, mit dem sie in die Weite starrt.

Sein Herz ist diese Geige.

Sie ist jetzt viel allein. Er übt zu einem Duabend. Er geht mit seiner Geige zu einer schönen Frau. Die wird das Echo seiner Seele sein und wird mit ihren feinen, nervösen Händen aus den Tasten Lieber locken, die er im Innern fühlt. Sie wird es ganz verstehen, was seine Geige singt. Sie leidet namenlos. Sie leidet schweigend.

Wie eine Orchidee ist diese fremde Frau, wie eine Orchidee, die er so liebt. In diesen Haren müßten Blumen sich zu Tode schmeißen, die schön und seltsam sind. Sie selbst so weisensens, ihm eigen, daß sie erzittert, wenn sein Blick sie trifft. Sie sieht ihn an, als wollt' sie sagen: ich fürcht' dich nicht.

Sein Auge aber ist ganz dunkel und hat am Grunde einen matten Glanz.

Und seine Hand erbebt, eh' sie die Geige faßt.

Sie spielen...

Wer ist noch auf der Welt, als ich und du? Wo schwebt der Stern, auf dem wir leben? In welchem Aetherblau?... Ist nicht um uns die grenzenlose Einsamkeit? Wie kommt es, daß ich weiß, was deine Seele sagt, wie kommt es, fremde Frau, daß ich den Willen deines Herzens spüre? Wie kommt es, fremder Mann, daß deine Lieber mir erklingen, als kämen sie aus mir? So sieh' mir in die Augen, daß ich sehe, warum ich fühlen muß...

Reich sind sie wie der Tod — und ihre Augen sinken ineinander.

In dieser Geige schlägt sein Herz.

Es hämmern in dem armen Kopf die gleichen Worte.

Ein schwarzer Schleier sinkt vor ihr herab. Sie weiß nichts mehr. Nur eines: dieses Herz muß sie der fremden Frau entreißen. In einem unbewachten Augenblick wird sie die Geige wie ein Dieb ihm nehmen. Und gehen. Fort, hinaus, in ewig dunkles Schweigen. Niemand wird sehen, daß sie ging.

Und niemals wieder soll die Fremde so eins sich fühlen mit ihm... so ganz sein eigen sein.

Die schwarze Fanne hin,  
Durch deren Brause Regen niedersprühte,  
Das dichtbelaubte, knospende Gesträuch  
Erhob erquickt sich und aus Blütenkelchen,  
Die sich erschlossen, drang der Duft zu ihm;  
Auch hört' er, wie der Ries des Gartenweg's  
Jetzt unter nahen Tritten leise knirschte.

Dann sah er eine Straße in der Stadt,  
Besetzt mit Stühlen und mit kleinen Tischen;  
Dort gafften Leute, trinkend, ins Gewühl.  
Dann sah Soldaten er zur Kurzwelt ringen  
Beim Dämmererschein, spät im Kafenerhof;  
Sah einen Hohlweg auch, tief durch getrennte Felder  
Und breite Straßen durch die Eb'ne führen,  
Auf denen die Begegnenden sich grüßten.  
Er sah sich dann in jenem hohen Reich,  
In dem sich die Gedanken aller kreuzen  
Und einmal finden, die auf Erden wandeln.  
So sah er sich zuletzt im fernem Land,  
Dem niemand auf die Dauer sich entzieht.  
Jetzt wollt' er gerne große Worte sprechen  
Und weihewoll die alte Heimat grüßen.  
Gern hätt' er laut sein Lebenswohl gerufen,  
Damit sein Ohr ein allerletztes Mal  
Am Zauber seiner Sprache sich bewahren  
Und seiner Stimme Ton vernehmen könne.  
So fing er an, es klang wie ein Gebet.  
Im Weltmeer einsam, schuf er einzeln Worte,  
Die voller Liebe, voll der Andacht waren;  
Und jedes, das er wählte, sprach er schwelgend,  
Wie ein Verschmächtender, der sich an Früchten labt.  
Und als sein müder Geist kein Wort mehr fand,  
Versucht' er eine Weise anzustimmen,  
Sein Scheiden also auszukosten bis zum End';  
Er hub zu singen an — sang ohne Worte.

So sang er dem:  
Es war das brennendste der Lieder  
Von Traurigkeit, von Liebe und von Schmerz.  
Es war das rührendste der Lieder,  
Das jemals Menschenmunde gesungen hat.

Ob im Gemüht sein Sang ihm auch das Lärmen  
Des rollenden Gewässers überdauert,  
Ob auch das Lied in seinem Innern krausste,  
Noch viel gewaltiger als Orgelklang:  
So hörte niemand ihn doch weit und breit  
Und niemand konnt' ihn wohl dabei belauschen  
Und niemand trachten, es ihm nachzusingen,  
Es gar der eig'nen Brust entsprungen während.  
Das Lied war aus und es verfloß im Wind  
Wie Flocken Schmer's, die in das Wasser fallen.  
Zusammen schlugen ihm die Röhre, als er sang  
Und heiß auf seinen Wibern brannte Wasser,  
Doch nicht das Wasser des bewegten Meer's.  
(Ins Deutsche überetzt von Jeanne Répôt.)

### Galatea.

In einem Akt.  
Von Emil Lubwig.

Personen:  
Pygmalion.  
Galatea.  
Galatea.  
Hermes.

Szene: Antikes Atelier des Pygmalion in Athen. Werke, Fragmente, Werkzeuge. Rechts ein abgetrennter Teil, eine Art von Zelle, unsichtbar.  
Gegen Abend. Bestes Licht im Räume. Stille. Aus der ver-schlossenen Zelle dringt, eintönig klagend, eine gefesselte Stimme zu leiser Harmoniumbegleitung.

### Stimme.

Ach wär' ich doch vom Stein befreit,  
In den mich Künstlerhände bannten!  
Es strebt empor zum Unbekannten,  
Es sehnt sich auf zum Unverwandten  
Mein Marmorherz, zur Heiterkeit!  
Doch still, in weicher Kälte strahlend,  
Steh' ich gebannt auf Postament,  
Und Helios, die Menschen mahlend,  
Die Num' entfaltend, Frucht entschleudend —  
Ich bin allein, dem er nicht brennt;  
Ein Marmorstüb, das niemand berührt.

Zenogra, Pygmalions Frau, im eleganten Faltenskleide wie die Figürchen ihres Mannens, zierlich, klein, kokohhaft frisiert, tritt rasch ein, in hohen Schuhen klappernd.

### Zenogra.

— Nun ist's verklären! Wieder schien's dem Ohr,  
Als ob es sänge. Kam mir's nur so vor?  
Den dritten Abend klingt die Vitanei,  
Und tret' ich ein, schlägt es die Stimme nieder.  
(Drohend, gegen die verschlossene Zelle.)  
Das kommt aus dieser Zelle wieder!  
Verkuppeltes Gezucht! 's ist Rauberei!  
Nur, daß es nur Pygmalion nicht hört;  
den dampfen Sinn noch mehr betört,  
der sich nur immer tiefer wirrt!  
Man sieht, man wartet, läßt sich gut fristieren,  
man deckt den Tisch, man will dinieren,  
legt jede Falte, wie's der Gatte heischt,  
horcht auf die Tür — und packt den Hals, enttäuscht.  
Bis in den Abend schreiet er und irrt  
am Meeresufer halbe Sommertage,  
dort phantasiert er nachte Nymphen,  
aus Muscheln steigend, die gezacht abantisch,  
Wagt' ich's und tratte je vor ihn konstantisch,  
er blickte fragend nach den seid'nen Strümpfen!  
Dann schliefst er nächtelang sich da drin ein.  
(Geste zur Zelle.)  
Und wenn ich ihn geduldig frage,  
so knarrt er drohend: lasse mich allein!  
Ja, wüßt' ich nicht, sie ist aus kaltem Stein,  
die Göttin, die er streng verschlossen,  
an der er bildet unerdrossen:  
ich ließe ihn und sie nicht mehr allein!  
Was aber nützt mich ihre Marmorhülle,  
die seiner Liebesbrände höhnt:  
sah' er sie hier auf diesem Pfühle,  
längst hätt' er mich betrogen, sie geküßt.  
Seh' ich den Reuschen gegen Marmor wüten,  
kann ich doch seinem Traumbild nicht gebieten!  
(Hermes als vornehmer Athener tritt ein.)  
Ein Fremder? Scham? Er sieht nicht übel aus.  
Hermes.